48 — 1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur **Thorner Zeitung.**

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Calderons letzte Liebe.

Historische Novelle von Moritz von Starkenbach.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem Sommerabende des Jahres 1641, als mehrere Kavaliere die Allee des Prado hinab nach der Alcalastraße gingen und sich von einem Ereignisse unterhielten, welches das Gespräch von ganz Madrid bildete. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Ankunft einer italienischen Sängertruppe, welche am Abende zuvor die Ehre gehabt hatte, sich vor dem Könige hören zu lassen. Alle Pflastertreter der Stadt Madrid sprachen heute nur von der Primadonna dieser wälschen Truppe, und man erzählte sich's als eine große Neuigkeit, daß die Italiener beim Theater de la Cruz für sechs Monate engagiert seien.

„Bei Sankt Jakob!“ rief einer der eifrigsten Bewunderer der fremden Gesellschaft, „ich glaube nicht, daß es im Paradiese schönere Konzerte giebt! Ich habe schon mehr als hundert Oratorien in der königlichen Kapelle und in allen Kathedralen Spaniens gehört, aber ich behaupte, daß unter allen diesen Sängern kein einziger ist, dessen Stimme jener Morinos sich vergleichen ließe.“

„Und ich!“ rief feurig ein zweiter, „ich will gegen jedermann verteidigen, daß es weder in Spanien, noch in der ganzen übrigen Welt eine Stimme giebt, wie jene Magdalenas! Welche Biegsamkeit! — Welche Reinheit! — Welch klangvolle Töne! Es ist wie ein Regen von Goldflittern, ein musikalisches Kunstfeuerwerk! So muß die heilige Cäcilia gesungen haben; ich war entzückt, war im Himmel! Es lebe Magdalena, die erste Sängerin der Welt!“

„Es lebe Magdalena, die erste Sängerin der Welt!“ rief die ganze Gesellschaft begeistert.

„Aber,“ sagte ein Kavalier, der bis dahin sich still verhalten und bloß, ohne daß es jemand beachtet hätte, von Zeit zu Zeit mißbilligend den Kopf geschüttelt hatte, „aber sie singt nicht spanisch und wird es auch nie singen.“

„Wie, Don Pedro? Wer hat Euch dies gesagt?“ rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.



Für unsere Lieblinge. Nach dem Gemälde von Albert Stagura. (Mit Text.)

„Sie selbst hat es mir gesagt, Sennores, sie selbst, und zwar diesen Morgen, als ich ihr eine Rolle in der kleinen Oper anbot, zu welcher ich gestern den Text schrieb, und welche Don Blas Minco in Musik setzen wird.“

„Wie? sie hat eine Rolle anzunehmen sich geweigert, welche von dem Dichter so vieler Meisterwerke geschrieben ist?“

„Ja, sie hat sich geweigert und mir dabei erklärt, daß sie stets nur italienische Worte, italienische Arien singen werde, und dies mit einem so stolzen, so hochmütigen Tone, als ob sie sicher wäre, von niemanden im Gesange übertroffen werden zu können. Ihr habt ganz richtig gesagt, Sennores, sie ist die erste Sängerin der Welt, und dies ihr unerreichtes Talent giebt ihr leider eine Gewalt, der sich alles beugen muß.“

Nach diesen Worten, die nicht ohne Ironie gesprochen waren, grüßte der Caballero, den wir Don Pedro nennen hörten, seine Gefährten mit einer Miene, als ob es ihn nicht im mindesten kümmere, die Erörterung, die er durch seine Worte angeregt hatte, weiter zu verfolgen, und verlor sich in einer der Alleen, welche nach dem Thore von Atocha führen. Die Nacht war nun gänzlich eingebrochen, und es war so dunkel unter den Bäumen, daß man nicht zwei Schritte weit vor sich sah. Unser Kavalier betrat die Stadt, schlenderte durch die einsamen Straßen, welche in der Nachbarschaft des Klosters Santa Isabella lagen, und so dunkel auch die Nacht, so weit vorgerückt die Stunde, und so unbesucht auch die Stadtgegend war, ging er doch, unbekümmert, ob ihm ein unliebsames Abenteuer aufstoße, langsam weiter, mit sich selbst sprechend, von Zeit zu Zeit innehaltend und den Kopf gen Himmel erhebend, als wollte er die Sterne zählen, welche seinen Weg schwach beleuchteten.

Wer ihm begegnet wäre und seinen nachlässigen Gang, seine Selbstgespräche, sein Aufblicken zu den Sternen beobachtet hätte, der hätte gewiß geglaubt, entweder einen Verliebten oder einen Poeten vor sich zu sehen. So schritt er lange hin, ohne zu bemerken, daß er sich in die elendeste Stadtgegend Madrids verirrt habe und von seiner Wohnung auf der Plaza Mayor weit entfernt sei. Endlich erwachte er jedoch aus seinen Träumen, warf

einen staunenden Blick um sich, wie einer, der plötzlich aus den Wolken gefallen und flüsterte vor sich hin: „Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen, ich glaube gar, ich habe den rechten Weg verloren!“

In diesem Augenblicke schlug es in der Ferne zehn Uhr; der Caballero that zweifelhaft noch einige Schritte — und befand sich auf einem Kreuzwege, der von einer ganzen Menge kleiner winkliger Gäßchen gebildet wurde, unter welchen er unmöglich die, durch die er gekommen war, zu erkennen vermochte.

Die Häuser waren hoch und nur von wenigen Fenstern durchbrochen, in welchen hie und da blühende Rosenstöcke standen; selten gewahrte er in den oberen Stockwerken einen matten Lichtschimmer, welcher andeutete, daß man in diesen traurigen Wohnungen der Armut und des Elends noch wache. Die Thüren dieser Höhlen standen offen, weil sie keine Schlösser hatten; man konnte frei eintreten in diese finsteren, dumpfen Gänge, man konnte ungehindert hinaufsteigen auf diesen ausgetretenen, seit Menschengedenken nicht gefegten Treppen. Aber wozu auch die Thüren schließen? Welcher Dieb wäre wohl dumm genug gewesen, in diese Baracken nach Beute auszugehen, wo nichts zu finden war, als ein Hausrat, welcher, hoch gerechnet, keine zwanzig Realen wert war? Die Armut war für die Inwohner eine bessere Schutzwehr gegen Diebe, als die festesten Schlösser. Um diese Stunde der Nacht hätte man die Häuser für öde und verlassen gehalten, so tief war das Schweigen, welches darin herrschte; nicht eine Menschenstimme, nicht einen Atemzug vernahm man, nur hier und da das Knurren eines Hundes, welcher an dem elenden Lager seines Herrn, irgend eines blinden Bettlers, wachte. Die Gasse selbst war außer von den Sternen nur durch ein einziges Lämpchen erhellt, welches an einer Hausecke, vor einem Standbilde der heiligen Jungfrau flimmerte.

Unser nächtlicher Wanderer, fromm wie jeder Kastilianer, nahm seinen Hut ab, betete ein Ave Maria und setzte sich auf eine Steinbank gegenüber der Statue, um Atem zu schöpfen und nachzusehen, ob er nicht so viel Tabak in seiner Büchse habe, daß er sich daraus eine Cigarrito rollen könnte.

Damals waren die Nächte in Madrid sehr fruchtbar an allerlei Ereignissen; Diebe und Liebende trieben sich von Mitternacht bis zum ersten Morgenläuten auf dem Pflaster umher, und Schlägereien waren nichts seltenes. In diesem entlegenen Winkel jedoch gab es weder Duelle, noch Serenaden; unser Caballero erwartete daher nicht das mindeste Abenteuer, sondern blickte nochmals um sich, als wollte er sich in diesem unbekannten Gebiet orientieren, zog den Mantel fester über die Schultern und begann hierauf ganz philosophisch seine Cigarrito zu rauchen. Das Lämpchen warf sein Licht gerade auf ihn, und so trat sein Gesicht wie ein Porträt aus dem schwarzen Grunde vor. Es war ein Glück für ihn, daß diese Gegend von Dieben stets frei war, weil sie ihnen sonst keine Lockungen bot; denn seine Kleidung war ganz darnach, selbst die lüsternen Finger minder Bedürftiger, als der Bewohner des Quartiers an der puerta de los Embajadores zu reizen. Sein Mantel vom feinsten schwarzen Segoviatuche ließ einen seidenen Rock durchblicken, auf welchem das rote Kreuz von Sant-Jago gestickt war; ein kleiner, mit Mechler Spitzen besetzter Halskragen deckte zur Hälfte eine goldene Doppelkette, von welcher eine Medaille der Nuestra Sennora de Guadalupe herabhing. Sein Filzhut mit weiten Krämpen beschattete ein gutmütiges, geistvolles, blühendes Antlitz, welches höchstens auf vierzig Jahre schließen ließ. Er war wieder in seine Träumereien versunken, er dachte an Magdalena, an ihre Weigerung, eine Rolle in seinem Stücke anzunehmen, und obwohl er sonst äußerst sanft und gutherzig war, so hegte er doch einen Groll gegen die Sängerin und entwarf eine Menge Rachepläne.

„Ja, ja!“ rief er, „es wäre gar nicht übel, diese hochmütige Theaterprinzessin ein wenig zu demütigen! Bei Gott, sie soll, ehe noch zwei Monde verfließen, zu mir kommen und mich auf den Knieen bitten, daß ich ihr eine Rolle schreibe — und ich werde mich lange bitten lassen, ehe ich ihren Wunsch erfülle! Ich will ein Stück schreiben, daß ganz Madrid herbeilaufen soll, um es zu sehen; ich will, daß, während mein Stück gespielt wird, die italienische Truppe ihre Opern vor den leeren Bänken des Theaters de la Cruz singe. Ja, ja, diese Magdalena! Eine Rolle in meinem „Orpheus“ auszuschlagen! Nun, wir wollen sehen; sie soll ihren Uebermut bereuen, oder ich heiße nicht Calderon de la Barca!“

In diesem Augenblicke unterbrach eine Musik, welche aus einem ebenerdigen, vergitterten Fenster, das auf die Straße ging, zu kommen schien, das Selbstgespräch des Caballero. Man spielte pianissimo auf einem Saiteninstrumente; die sanften, gedämpften Töne störten kaum das Schweigen der Nacht. Nach diesem Vorspiele ließ eine Stimme sich hören.

„Virgen santissima!“ flüsterte Calderon de la Barca und faltete die Hände vor Staunen und Entzücken, „heiligste Jungfrau, welche Töne!“

Nie waren solche Töne noch zu seinem Ohre gedrungen. Diese Stimme, von einem bewundernswerten Umfange, von einer Reinheit, von Kraft ohnegleichen, überließ sich spielend einem improvisierten Capriccio und wetteiferte mit dem Instrumente, indem sie dessen Accorde wiederholte. Noch ein Musikstück folgte, und dieselbe Stimme sang eine Hymne an die heilige Jungfrau. Während dieses Adagios näherte sich Calderon de la Barca dem Hause und horchte, an die vor der offenen Thüre befindliche Steinbank gelehnt; der Gedanke, sich durch ein großes historisches Drama, welches das Publikum von ganz Madrid durch sechs Monate tagtäglich enthusiasmieren sollte, an Magdalena zu rächen, machte einer anderen hoffnungsvolleren Idee Platz; er hatte eine Nebenbuhlerin der italienischen Sängerin gefunden, und er sah nun ein Mittel, seinen Orpheus ohne Magdalena zur Aufführung zu bringen. Er schlich einen Augenblick ums Haus herum, weil er nicht wußte, ob er es morgen wieder erkennen würde und weil er auch um den Weg verlegen war, auf welchem er von hier nach Hause gelangen könnte; dann aber faßte er plötzlich einen Entschluß, trat mutig in das Haus, machte mit seinen Stiefelabsätzen Lärm und rief mit lauter Stimme: „Holla! Wacht hier noch jemand?“

„Wer da?“ rief eine Stimme am Ende des Ganges, und ein schief einfallender Lichtstrahl beleuchtete die Mauer.

„Ein guter Edelmann, ein Ritter von Sant-Jago, der sich in diesem Labyrinthe verirrt hat und nun einen Faden sucht, welcher ihn auf den guten Weg zurückführen könnte,“ erwiderte Calderon; „wenn es hier eine ehrliche, christliche Menschenseele giebt, so zeige sie sich in des Himmels Namen!“

Eine Weile war alles still; dann aber öffnete sich eine Thüre am Ende des Ganges, und eine ältliche, sehr dürftig gekleidete Frau erschien, mit einer Lampe in der Hand.

Der Ritter zog seinen Hut und sagte höflich: „Gott sei mit Euch, meine gute Frau? Ich habe mich in dieser Stadtgegend verirrt, die ich nicht kenne, obwohl ich bereits zwanzig Jahre in Madrid wohne, und wußte nicht, wo ich mich nach dem richtigen Wege erkundigen sollte, bis ich endlich eine Stimme hörte, deren göttliche Accorde mich hierher führten. Waret Ihr es, die so sang?“

Die arme Frau machte eine tiefe, demütige Verbeugung und erwiderte mit einem Lächeln, welches ebensosehr Zufriedenheit als Traurigkeit ausdrückte: „Nein, Sennor, es war meine Tochter.“

„Sie hat, bei meiner Seele, die schönste Stimme, die ich je hörte; ich hätte Lust, wieder zu kommen, um ihr Talent besser beurteilen zu können. Ich werde morgen kommen, wenn es Euch gefällig ist, mir Auskunft zu geben, wer Ihr seid und wo ich mich befinde.“

„Sennor,“ erwiderte erschrocken und fast bebend die Alte, „Ihr seid in der Straße Mira-al-Sol, ganz nahe am Thore de los Embajadores. Ich bin eine arme Witwe, welche nicht Geld genug hat, um ein besseres Viertel zu bewohnen, und nenne mich Anna Müller. Steht sonst noch etwas zu Eurem Befehle?“

„Nein, meine liebe Frau, ich weiß nunmehr meinen Weg. Ihr habt mich wirklich aus einer großen Verlegenheit gerissen. Gott vergelte es Euch. Auf Wiedersehen morgen!“

Er grüßte und ging von dannen.

2.

Am Morgen darauf erkannte Calderon de la Barca ohne Mühe die Stelle, wo er sich verirrt hatte, und fand auch die Straße Mira-al-Sol, die wahrscheinlich ironisch so benannt wurde, denn man sah daselbst nur um die Mittagsstunde einige Minuten lang die Sonne, welche zwischen den durchlöcherten Dächern der Häuser hervorschien, deren jedes obere Stockwerk immer wie ein Vordach über das untere vorragte. Er betrat das dunkelste und älteste dieser Häuser und klopfte an die wurmstichige Thüre, welche sich gestern abend von selbst vor ihm geöffnet hatte. Frau Müller erschien auf der Stelle, augenscheinlich hatte sie diesen Besuch erwartet, denn sie hatte ihren Sonntagsrock von schwarzer Seide angelegt und ihre Trauerhaube aufgesetzt. Sie war eine Frau von einfacher, ernster Physiognomie und mußte einmal sehr schön gewesen sein, aber das Alter und vielleicht mehr noch Sorgen und Elend hatten ihre Wangen und Stirne mit tiefen Runzeln durchfurcht. Uebrigens zeigte sie sich ganz so schüchtern und demütig, wie jemand, der mit der Welt selten in Berührung kommt.

„Nun, meine liebe Frau, halte ich nicht Wort?“ sagte Calderon, „ich versprach gestern abend, wiederzukommen — da bin ich denn!“

„Seid mir willkommen, Sennor,“ erwiderte die Frau und führte den Ritter in ein anderes Gemach, in dessen Hintergrunde sich eine Art Vorhang zeigte, welcher den Eingang zu einer anderen Kammer zu bilden schien. Calderon setzte sich auf einen alten, ledergepolsterten Lehnstuhl, welchen die Alte mit vieler Feierlichkeit vorschob, und blickte um sich, ein wenig erstaunt über das, was er sah und über die Art, wie ihn diese Frau empfing.

Der Hausrat verriet die äußerste Armut; zwei oder drei Stühle standen um einen lahmen Tisch, und das Speisegeschirr, auf einem an die Wand angenagelten Brette aufgestellt, schien anzudeuten,

daß man hier häufig nur von Wasser und Brot lebe. Aber gegenüber dem Fenster stand ein Möbel, welches den Salon eines Granden von Spanien geziert hätte. Es war ein Flügel, dessen gewundene Säulenfüße mit Kupferverzierungen ausgelegt waren und dessen Resonanzboden von Perlmutter und Silber glänzte.

„Ein prachtvolles Instrument!" rief Calderon bewundernd und überrascht.

„Es ist das Meisterwerk meines armen Mannes," sagte die alte Frau mit Stolz, Zärtlichkeit und Trauer zugleich; „er hat zehn Jahre seines Lebens dieser Arbeit geopfert!"

„War Euer Gatte Instrumentenmacher?"

„Ja Herr, und zugleich ein sehr guter Musiker; alle, die ihn kannten, sagen es, daß er ein großes Genie war. Es sind nun zwanzig Jahre, daß er aus seinem Vaterlande, dem gesegneten Böhmenlande, nach Madrid gekommen war, weil man ihm gesagt hatte, daß es hier den Künstlern wohlergehe. Der Anfang war in der That nicht schlecht; er arbeitete für alle Kirchen, und damals heirateten wir uns. Aber er hatte seine eigenen Ideen, er war erfinderisch, und deshalb wurden seine Kunstgenossen eifersüchtig und neidisch auf sein Talent. Sie wußten ihm eine Menge Verdruß zu bereiten und dies entmutigte ihn; die Arbeit ging ihm aus, er suchte keine mehr — und so wurden wir von Tag zu Tag unglücklicher!"

„Aber er arbeitete doch immer fort?" sagte Calderon mit einem Blick auf das Instrument.

„Ja, er arbeitete, er tröstete sich über unser Elend dadurch, daß er dieses Instrument verfertigte."

Bei diesen Worten stand die Frau auf und blies sorgfältig den Staub hinweg, welcher die Tafel des Flügels verdunkelt hatte; dann begann sie wieder mit einem Ausdrucke tiefer Schwermut: „Dieser Flügel ist eine Geschichte unseres Lebens während zehn Jahren. Jeder dieser Zieraten, jeder einzelne Bestandteil dieses Klaviers erinnert mich an ein Ereignis; oft beraubten wir uns selbst des Allernotwendigsten, damit er nur dieses schöne Elfenbein, welches er dann selbst verarbeitete, dieses Stückchen Perlmutter, die er einfaßte, kaufen konnte. Oft durchwachte er die ganze Nacht, sinnend, wie er dem Tone mehr Reinheit und mehr Richtigkeit geben könne. So vieler Arbeit, so vielen Entbehrungen konnte aber leider seine Gesundheit nicht widerstehen; nachdem er dieses sein Meisterwerk vollendet, brach die Kraft, welche ihn so lange aufrecht gehalten hatte. Er wurde krank und bald war alle Hoffnung verloren. Den Abend vor seinem Tode, nachdem er die heiligen Sterbsakramente empfangen, sagte er zu mir: ‚Anna, Du warst immer mein gutes Weib und deshalb rechne ich auch darauf, daß Du meinen letzten Willen pünktlich erfüllen willst. Ich lasse Dir nichts zurück, als diesen Flügel, er ist die Mitgift unserer Tochter; verkaufe ihn nicht unter zwanzigtausend Realen, er ist noch mehr wert als dies . . .' Ich habe seinen Willen getreulich erfüllt, Sennor, wir haben Hunger, wir haben Kälte gelitten, meine Tochter war in eine Krankheit verfallen, und mitten in diesen schweren Geschicken habe ich, trotz unserer großen Hilflosigkeit, mich stets standhaft geweigert, sein Meisterwerk unter dem Preise loszuschlagen; man hat mir schon zehntausend Realen geboten — ich schlug sie aus. Die Leute nannten mich eine Thörin, ich aber bereute diese Weigerung nie."

Nachdem sie diese Rede geendet, trat sie auf den Flügel zu und betrachtete ihn mit liebe- und ehrfurchtsvollen Blicken, so, wie der Künstler das Werk seines Geistes, seiner Phantasien, so, wie der Fromme eine heilige Reliquie betrachtet. Calderon verharrte in tiefem Schweigen, die Erzählung der armen Frau hatte ihn gerührt; er bewunderte ihren Glauben, ihre Ergebung, ihre Kraft im Entsagen, und er staunte, bei einer Frau, deren Lage so drückend war, eine Sprechweise und ein Benehmen zu finden, welches Bildung verriet.

„Verzeihung, Sennor, daß ich Euch so lange von unserem Unglück unterhielt," nahm die Witwe wieder das Wort; „ich hätte Euch vor allem fragen sollen, was mir die hohe Ehre Eures Besuches verschafft."

„Das habe ich bereits gesagt; ich wünschte, die Stimme Eurer Tochter zu hören, sie schien mir von ferne so wunderherrlich."

Die Frau sann eine Weile nach, dann sagte sie mit einer gewissen würdevollen Demut: „Sennor, bevor ich Euch meine Tochter vorstelle, wünsche ich Euren Namen zu wissen."

„Ich heiße Don Pedro Calderon de la Barca!" erwiderte lächelnd der Gefragte.

Bei diesem wohlbekannten Namen, bei diesem Namen des berühmtesten, dramatischen Dichters jener Zeit, diesem Namen, der Tag für Tag auf allen Theaterzetteln stand, in allen Straßen Madrids zu lesen war, bei diesem ruhmgekrönten Namen trat die Frau plötzlich staunend einige Schritte zurück und rief: „Wie? Don Pedro Calderon hier, unter meinem Dache? Dies ist eine Ehre, die ich nie vergessen werde, Sennor! Mein armer seliger Mann war einer Eurer eifrigsten Bewunderer; so oft ein neues Stück von Euch gegeben wurde, führte er mich ins Theater. Himmel, welche Menschenmenge war immer da, in welches Entzücken gerieten die Leute, welcher Beifall wurde Euch zu teil!"

Die gute Frau ging eiligst, den Vorhang des zweiten Gemaches zu öffnen.

„Komm, meine Tochter," rief sie, „komm und sieh den Sennor Don Pedro Calderon de la Barca!"

Alsbald erschien ein junges Mädchen, blieb mitten im Zimmer stehen und machte eine schüchterne Verbeugung.

„Sennor!" fuhr die Frau fort, indem sie ihre Tochter mit einem Blicke voll Freude und Zärtlichkeit ansah. „Sennor, dies ist meine Tochter, Florita Müller; ihr Vater hat sie erzogen, und sie hat die Musik zu gleicher Zeit mit dem Sprechen gelernt."

„So bildet man große Künstler!" sagte Calderon mit Feuer, „Eure Tochter ist bereits eine Künstlerin, ich bin dessen gewiß und deshalb um so begieriger, sie zu hören."

„Wohlan, Florita, singe ein Liedchen!" bat die Mutter freudestrahlend und führte sie zum Flügel.

Die Anwesenheit des fremden Herrn hatte das Mädchen ganz wirr gemacht; sie lebte immer in solch einer gänzlichen Abgeschiedenheit, daß manchmal Monate vergingen, ohne daß sie eine andere Stimme, als jene ihrer Mutter hörte, und ohne daß sie das Antlitz eines Mannes sah, außer in der Messe, welche sie jeden Sonntag früh morgens in der Klosterkirche Santa Isabella hörte. Florita setzte sich zitternd zum Flügel und präludierte mit anfangs unsicherer Hand, wobei sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen, scheuen Blick nach Don Calderon warf. Calderon betrachtete sie mit einem lebhaften Gefühle der Teilnahme und der Neugier.

Florita war nicht gerade schön, aber ihr Antlitz war eines von jenen, welche man nie vergißt. Ihr Wuchs war schlank und schnell emporgeschossen, in ihren Bewegungen, in ihrer Haltung lag noch sehr viel Kindliches, aber ihre Physiognomie zeigte, daß ihre geistigen Fähigkeiten bereits entwickelt seien, daß sie einen ernsten Willen, einen hohen Verstand, einen gefühlvollen und stolzen Charakter besitze. Ihre schwarzen Haare fielen in dichten Locken über ihre Wangen, ihre Augen waren von langen Wimpern beschattet, von einer gebieterischen Stirne überragt, ihr Teint erinnerte an die samtene Blässe der wilden Rose, an die zarte Frische einer im Schatten aufgeblühten Blume. Aber wenn ihre Züge sich belebten, wenn sie ihr ruhiges geistvolles Auge aufschlug, dann war sie schön.

„Wohlan, singe, mein Kind!" sagte die Mutter, ihr mit Blicken Mut zusprechend, „willst Du Deine Musikalien?"

Florita schüttelte den Kopf, legte die Stirne in ihre beiden Hände, wie um sich auf diese Weise zu sammeln, und begann dann zu singen, wobei sie sich bloß mit einigen Accorden begleitete. Ihre Stimme, anfangs befangen, gewann bald ihre Höhe, ihren wunderbaren Umfang, ihren seltenen Ausdruck. Calderon atmete fast nicht mehr; auf den Arm des Fauteuils gelehnt, die Augen starr auf Florita geheftet, schien er in unendliche Bewunderung versunken.

„Brav, meine Tochter!" rief die Mutter, nachdem die letzten Töne der brillanten Arie verklungen waren.

„Bewundernswert!" rief Calderon, sich erhebend und vor dem jungen Mädchen verbeugend. Er küßte ehrfurchtsvoll die zarte, weiße Hand, öffnete dann eine Musikrolle, welche er mitgebracht hatte und sagte, indem er sie aufs Notenpult legte: „Wollet Ihr mir nicht das Vergnügen machen und mir dieses singen?"

Es war die große Bravour-Arie Magdalenas.

„Herzlich gerne, Sennor," erwiderte Florita mit leisem Lächeln, denn sie glaubte, er wolle ihre musikalische Fertigkeit prüfen.

Sie überblickte flüchtig die Noten und sang sie dann mit derselben leichten, glanzvollen Stimme, mit derselben Bravour und Kehlengewandtheit, wie die frühere Arie, und überließ sich den Inspirationen, welche ihr über dieses Thema kamen, von dem bloß das Hauptmotiv geschrieben war.

Als sie geendet hatte, wandte sich Calderon zur Mutter und sagte: „Eure Tochter ist die erste Sängerin, welche Spanien, ja, welche die Welt besitzt. Ihr Talent wird sie mit Ruhm krönen, mit Glück überschütten. Wollet Ihr nicht, daß sie auf dem Theater auftrete?"

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Frühling.

Novellette von Paul Bliß.

Die armen Junggesellen! Wenn sie nicht schon früher die ganze Einsamkeit ihres inhaltlosen Daseins fühlen, dann geschieht es ganz unzweifelhaft um die Zeit herum, von der empfindsame Seelen sagen: es ist die Zeit, da der Frühling schwindet —.

Kurt Neumann war nun 30 Jahre, er hatte — wie man das so schön nennt — sein Leben genossen. Er war in der Wahl seiner Eltern recht vorsichtig gewesen, und so brauchte er sich keine Sorgen zu machen und konnte leben, wie es ihm gefiel. Aber wie das

so geht — selbst ein sorgloses Dasein wird auf die Dauer zur Plage, wenn man die Strapazen des Vergnügens nicht durch die Wohlthat irgend einer ernsten Arbeit ausgleicht.

Kurt Neumann aber war nie ein Freund der Arbeit gewesen, er hatte stets nur Lust und Zeit, der Göttin Lustbarkeit zu opfern, — na, und so kam, was denn kommen mußte: eines Tages sah er voll Entsetzen in den Spiegel und machte die grauenvolle Entdeckung, daß sein Hauptaar sich zu lichten begann, daß sein schöner brauner Vollbart schon einige weiße Fäden aufzuweisen hatte, und daß die verräterischen Krähenfüße sich ganz bedenklich bemerkbar machten; als er alles dies konstatieren mußte, ließ er den Spiegel sinken, machte ein malancholisches Gesicht und dachte: Die ersten Anzeichen, daß der Frühling weicht.



Andacht. Nach dem Gemälde von Ch. Klaus. (Mit Text.)

Und von jenem Tage an erkannte er dann die Oede seines inhaltlosen Daseins, er fand die Vergnügen seiner Klubgenossen fade und abgeschmackt; er fand das Essen in den Restaurants indifferent und auf die Dauer ungenießbar; er fand sein sonst so traulich winkendes Garçonlogis öde und langweilig; er merkte, daß Wirte und Diener ihn bestahlen, — kurz und gut, er hatte jenen großen moralischen Katzenjammer, von dem eine geistvolle Frau einst behauptete, daß er der einzig höhere Weg zur Ehe sei.

„Ja, was soll denn aus mir werden?" fragte er sich eines Tages und zog dann den Gedanken an eine Heirat ganz ernsthaft in Erwägung.

Und so ließ er die Damen seiner Bekanntschaft im Geiste Revue passieren.

Aber trotzdem er eine ganz stattliche Reihe schöner, geistvoller und reicher Damen zu seinen Bekannten zählen durfte, war doch nicht eine einzige darunter, mit der er einen Bund für das Leben hätte schließen mögen.

Der gute Kurt war nämlich eine etwas romantisch angelegte Natur, und obgleich er ein Drittel seines Lebens im tollen Jubel und Trubel verpraßt hatte, war er im Grunde seiner Seele der ideal angelegte Junge geblieben, der nun, nachdem die Wildheit ausgetobt hatte, wieder sich zurücksehnte nach der Stille eines harmonisch schönen Lebens.

So saß er eines Tages zur Dämmerstunde im Schaukelstuhl, sah träumend den blauen Rauchringen seiner Cigarette nach und dachte an die glückselige Zeit seiner Jugend, als er im ersten Erwachen seines Frühlings die ersten Liebesabenteuer erlebt hatte — hei! Das war ein Glück gewesen! Da hatte er des Daseins Wonne als ein reines ungetrübtes Glück empfunden! Da war es ihm noch möglich gewesen, sich in das erste beste Mädchen aus dem Volk zu verlieben, wenn sie nur ein reines Herz und ein treues Auge gehabt hatte! Ach, es war eine so herrliche unvergleichliche Zeit gewesen! Das ganze wilde Kraftgefühl der Jugend war noch da, so daß man meint, es gäbe in der ganzen Welt kein Hindernis, das nicht überwunden werden könnte! Alles, alles hatte ihm gehört, denn die Kraft und Phantasie war so stark, daß er sich allem gewachsen fühlte!

Und wie er so saß und seinen Träumen nachhing, kam ihm urplötzlich ein Mädchen in Erinnerung . . . Lucie hieß sie, hatte blonde Zöpfe, blaue Augen — ach, so liebe treue Augen — und war ein so schlankes zartes Wesen, daß er zuerst gar nicht wagen wollte, sie fest in seine Arme zu schließen, — und ein Schalk war sie dabei, immer ein Lächeln auf den Lippen und immer ein heiteres Wort in Bereitschaft, — ein liebes herziges Mädel, mit dem er Wochen des ungetrübten Glücks genossen hatte, des Glückes reiner keuscher Liebe, die so hoch und heilig über allem Irdischen dasteht, daß kein rohes Wort des Alltages sie entheiligen kann.

Ach, ein rechter Narr ist er gewesen, daß er sich dies Glück nicht gewahrt hat! — Denn erst jetzt, nun er des Lebens Oede kennen gelernt, weiß er ja, wo das einzig wahre Glück zu finden ist.

Plötzlich aber springt er auf. Ein Entschluß durchrüttelt seine müden Nerven, — nein! es ist noch nicht zu spät! er weiß ja, wo sie ist, er wird sie aufsuchen, und wenn sie noch frei ist, und wenn sie ihn nicht verschmäht, dann wird er sie jetzt noch nehmen, dann wird er nun noch das Glück sich holen, das er damals in blinder Thorheit verscherzt hat!

Und nun ist er mit einem Male wie umgewandelt. Verschwunden die Müdigkeit, verflogen die Blasirtheit. Er richtet sich vor dem Spiegel auf, streicht den Schnurrbart hoch, läßt die tadellosen Zähne sehen und lächelt, voll froher Hoffnung, seinem Spiegelbild zu: nur Mut, nur Vertrauen, noch ist es nicht zu spät!

Und dann, in fiebernder Eile, werden die Vorbereitungen zur Reise getroffen. Es kann ihm jetzt alles nicht schnell genug gehen, er hat immer das Gefühl, als könne ein anderer ihm zuvorkommen, als könne diese letzte Rettung ihm vielleicht doch noch geraubt werden, — schnell, nur schnell, bis er ihr erst wieder gegenüber steht.

Endlich, endlich sitzt er im Zug, der ihn nach den Gefilden der Heimat bringen soll. Aber ach, obgleich es ein Schnellzug ist, es geht ihm doch viel, viel zu langsam vorwärts. Das Herz pocht ihm in jugendlicher Ungeduld und die Gedanken eilen voraus, voraus zu ihr.

Es ist ihm, als habe er sie erst vor wenigen Tagen verlassen, so sonnenhell steht ihre ganze Erscheinung nun vor ihm, es ist ihm,

als sei Zeit und Raum verwischt, als sei die ganze Zeit seines wilden Lebens nicht gewesen, so stark, so machtvoll wirkt die Erinnerung, die ihm das lichtumflossene Bild der Geliebten vorführt.

Er preßt die Hände zusammen und erfleht vom Himmel dies Glück, dies letzte große Glück, von dem er alles, alles erhofft.

Und endlich dann, nach einer qualvollen Stunde, hat er das Ziel seiner Reise erreicht. Er fährt in das Hotel, macht Toilette, sehr, sehr sorgfältig, dann kauft er einen Strauß, Veilchen natürlich, denn Veilchen waren ja ihre Lieblingsblumen, und dann macht er sich auf den Weg zu ihr.

Seine Aufregung ist so groß, als wäre er ein Primaner und ginge zu seinem allerersten Rendezvous. Als er nun vor dem Hause ihrer Eltern steht, wagt er nicht, gleich hinein zu gehen, sondern geht erst einige Male davor auf und ab, so daß er den Vorübergehenden schon auffällig wird — endlich, dann faßt er sich ein Herz, drückt auf die Thürklinke und betritt den Flur des Hauses.

Tiefe Stille umfängt ihn. Alles ist noch so, wie es damals war, — der alte Schrank, die große Uhr, die schwere Truhe, sogar die alte Lampe hängt noch da, — als ob er es gestern erst verlassen hätte.

Plötzlich kommt jemand.

Fast wagt er kaum zu atmen. Zaghaft bleibt er stehen und wartet.

Eine dicke Frauensperson kommt; sie ist nachlässig gekleidet, ein fettiger Morgenrock umschließt die üppige Gestalt; auf dem unordentlichen Haar thront eine ehedem weiß gewesene Haube.

Erstaunt sieht die Frau den Fremden an. Endlich sagt sie mit heiserer Stimme: „Sie wollen wohl zum Herrn, — bitte, die erste Thür rechts."

Nun rafft Kurt sich auf und sagt mit leisem Erzittern: „Verzeihung, ich möchte gern Fräulein Lucie sprechen."

„Fräulein Lucie?" Erstaunt sieht die Frau den Fremden an.

Und Kurt nickt: „Jawohl, Fräulein Lucie Müller."

Plötzlich lacht die Frau laut schallend auf und ruft mit harter Stimme: „Ach, Sie sind ja der Herr Neumann, na, Sie hätt' ich, weiß Gott, nicht wieder erkannt!"

Und dem armen Kurt ist es jetzt zu Mute, als ob plötzlich alles um ihn her versinkt, als ob er allein, mutterseelenallein dastände.

„Na, dann treten Sie nur näher, Herr Neumann; aus dem Fräulein ist 'ne Frau geworden, und auch an mir ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, wie Sie wohl sehen."



Metz, von den Festungswerken aus gesehen. (Mit Text.)

Langsam, fast mechanisch, tritt Kurt in das Zimmer. Er kommt sich plötzlich vor, als sei er eine Figur, die im Rahmen dieses Zimmers einen unglaublich komischen Eindruck machen muß.

Und nun sitzen sie sich gegenüber, diese beiden Menschen, aus denen das Leben so verschiedene Geschöpfe gemacht hat, und nun sprechen sie von den gleichgültigsten Sachen, und keiner wagt es, an die Vergangenheit zu rühren.

Endlich, nach qualvollen zehn Minuten, erhebt er sich; er giebt vor, in der Stadt noch ein paar Geschäfte zu haben, und deshalb empfiehlt er sich jetzt.

Langsam, wie träumend, geht er, geht zurück ins Hotel, packt seine Sachen, fährt zur Bahn, steigt in den Zug und fährt ab, und dann erst, dann, als er den Fluren der kleinen Stadt fern und entrückt ist, dann erst weicht diese Lethargie von ihm.

Und jetzt, je mehr er der Hauptstadt näher kommt, jetzt überfällt ihn eine neue eigenartige Stimmung, ein müdes Lächeln der Resignation umspielt seinen Mund, und ganz still und zufrieden denkt er jetzt: es ist vielleicht ganz gut, daß sie nicht dein Weib geworden ist.

Dann fuhr er in den Bahnhof der Hauptstadt ein, und hier umbrauste ihn vieltausendfaches Leben und Treiben, das seine sentimentalen Anwandlungen vergessen machte.

Die Tulpenbörse im 17. Jahrhundert.

Die Tulpen, diese farbenprächtigen und zum Teil auch duftspendenden Kinder Floras, sind im 17. Jahrhundert der Gegenstand eines fast beispiellosen Börsenschwindels gewesen, der in der Stadt Harlem zum Ausbruch kam, aber schon nach kurzer Dauer wieder in sich zusammenstürzte und das Vermögen zahlreicher Menschen verschlang.

Die Stadt Haarlem war im Mittelalter berühmt wegen ihrer Webereien, deren Erzeugnisse in alle Länder ausgeführt wurden und den Grund zu einer bedeutenden Wohlhabenheit gelegt hatten. Nebenbei, aus Liebhaberei, beschäftigten sich viele Weber mit Blumenzucht, wobei die damals noch seltene Tulpe eine bevorzugte Rolle spielte. Es war im Jahre 1633, als in Haarlem Pariser Blumenhändler erschienen, um Tulpenzwiebeln anzukaufen. In Paris war es nämlich bei den vornehmen Damen Mode geworden, neben ihrem Geschmeide eine Tulpe auf der Brust zu tragen. Natürlich wetteiferte man um die schönsten Exemplare und so kam es denn, daß die wenigen, damals von den Pariser Gärtnern gezogenen Sorten bald nicht mehr genügten und man sich anderweitig umsehen mußte. Das Aufsehen erregende Erscheinen der französischen Händler, die gut zahlten und sich rasch überboten, gab den Anstoß zur Spekulation. Das Geschäft kam in Schwung und wurde bald ganz börsenmäßig betrieben. Es wurde ein Kommissariat gewählt, dem alle Tulpenzwiebeln zum Verkauf übergeben wurden. Meist wurden die Zwiebeln einzeln und nach dem Gewicht verkauft, dessen Einheit das Aß war, von dem 9728 auf ein Pfund gingen. Das Kommissariat notierte das Gewicht jeder Zwiebel genau. Täglich trat es zusammen und mit der Zeit fanden auch täglich Auktionen statt, wobei die Preise binnen kurzer Zeit eine schwindelhafte Höhe erreichten. Bei Hunderten von Gulden blieb es nicht lange, die Preise gingen bald in die Tausende über.

Eine Zwiebel „Rood en Geel" im Gewicht von 515 Aß, die beim Ankauf 46 Gulden gekostet hatte, wurde einige Tage später mit 550 Gulden bezahlt. Eine „Generalissimo" von nur 10 Aß Gewicht, die mit 100 Gulden bezahlt worden war, brachte kurz darauf 1056; eine „Scipio" von 1000 Aß, die 72 Gulden gekostet, 2160; eine „Geele Kron" von 200 Aß zu 24 Gulden, brachte 1200 Gulden ein.

Diese Beispiele gehören der ersten Zeit der Spekulation an. Später reichten die Anfangspreise schon in die Hunderte, ja endlich gar in die Tausende. Eine „Andenaarde" von 1000 Aß, die 960 Gulden gekostet, wurde einen Tag darauf mit 7200 Gulden, eine „Vice Roy" von 1000 Aß zum Anfangspreis von 3600 mit ebenfalls 7200 Gulden bezahlt.

Alles warf sich nun auf die Tulpenzucht und den Tulpenhandel. Viele und selbst wohlhabende Weber gaben ihr Gewerbe auf, verkauften ihre Webstühle und steckten ihr Vermögen in das Tulpengeschäft. Es ereigneten sich dabei die merkwürdigsten Vorfälle. Jemand, der gern eine „Vice Roi" besitzen wollte, ohne sie bar bezahlen zu können, tauschte sie ein gegen 2 Last Getreide, 6 Last Reis, 4 fette Ochsen, 12 Schafe, 8 fette Schweine, 2 Fässer Wein, 4 Fässer Bier, 2 Fässer Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bett, alle Kleider, die er entbehren konnte, wozu er noch seine ganze Barschaft fügte, um den Preis der Zwiebel mit 2500 Gulden erlegen zu können. Ein anderer gab für eine Tulpenzwiebel zwölf Acker gutes Land; ein dritter sein an der Hauptstraße von Haarlem gelegenes Wohnhaus für den Besitz einer einzigen Tulpenzwiebel preis.

Die wunderlichsten Bedingungen knüpften sich oft an die Käufe. So wurde eine Zwiebel „Semper Augustus" zum Preise von 2112 Gulden nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt hingegeben, daß der Käufer sie ohne Erlaubnis des Vorbesitzers nicht weiter verkaufen durfte. Es wurden sogar Geschäfte für Zwiebeln abgeschlossen, die noch im Boden steckten. Die betreffende Stelle wurde im Kaufschein genau bezeichnet. Der Käufer hatte die Verpflichtung, die Zwiebel nur zu einer bestimmten Zeit und nur im Beisein des Züchters aus dem Boden zu nehmen. In einer vereinzelten Schachtel wurde dann die Zwiebel vom Verkäufer bis zu einem bestimmten Tage aufbewahrt, an welchem der Käufer die Zwiebel entweder endgültig übernehmen, oder aber, gegen Zahlung eines Reugeldes, zurücktreten konnte.

Daß die Gärten, wo diese kostbaren Zwiebeln gezogen wurden, Tag und Nacht unter der Obhut bewaffneter Wächter standen, ist selbstverständlich.

Aber nur drei Jahre dauerte die Herrlichkeit. Eines schönen Morgens berief das Börsenkommissariat eine allgemeine Versammlung der Blumenzüchter nach Haarlem. Es war am 3. Februar 1637, als diese Versammlung stattfand, zugleich aber auch das ganze, künstlich emporgetriebene System der Spekulation seinen jähen Zusammensturz erlitt. Jeder wollte verkaufen, aber es fanden sich keine Käufer. Die Preise fielen infolgedessen ebenso rasch oder noch rascher, als sie einst gestiegen waren. Eine große Anzahl ehemals wohlhabender, zufriedener Bürger waren mit einem Schlage an den Bettelstab gebracht. So schwer auch nun diese Verluste waren, so bewahrte Haarlem dennoch seine Vorliebe für die Tulpe, wie es denn auch noch heute der Mittelpunkt der Tulpenzucht, wie des Tulpenhandels ist. Natürlich sind die Preise jetzt auf einen mäßigen Stand gebracht, obwohl einzelne der schönsten Sorten immerhin noch mit acht bis zehn Mark für eine Zwiebel bezahlt werden.

Ein Ausflug an die Niagara-Fälle.

Von Otto Christensen. (Nachdruck verboten.)

Wer die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereist, ohne die Niagarafälle zu besuchen, der begeht einen ebenso großen Fehler, als wenn er Rom verließe, ohne den Papst gesehen zu haben.

Dieser Thatsache war ich mir wohl bewußt, deshalb beschloß ich nach dreiundzwanzigjähriger Anwesenheit im Lande des Dollars das lang Versäumte nachzuholen, und mit meiner Reise von St. Louis nach New-York einen Abstecher nach den berühmten Fällen zu verbinden. Von St. Louis nach New-York und dem Osten überhaupt führen vier verschiedene Linien. Die scharfe Konkurrenz, welche dieselben sich gegenseitig machen, hat für das Publikum den Vorteil, daß man ohne Preiszuschlag den ungeheuren Umweg über die Niagara-Fälle wählen kann, um nach New-York zu gelangen; dabei gestatten die Eisenbahngesellschaften noch einen zehntägigen Aufenthalt in Niagara.

Für diejenigen Leser, welche mit dem amerikanischen Eisenbahnsystem nicht vertraut sind, mögen einige Erläuterungen von Interesse sein. Dasselbe unterscheidet sich wesentlich vom europäischen. Zunächst bemerken wir, daß der Bau der Bahnen nicht mit der Sorgfalt ausgeführt ist, wie wir sie gewohnt sind. Vom Betriebe derselben läßt sich das gleiche sagen. Nach Wärterhäuschen und Bahnwärtern, welche bei jedem passierenden Zuge ihre Flagge präsentieren, würde man sich in Amerika vergeblich umsehen. Das ist aber erklärlich, die ungeheuren Entfernungen, welche zu durchmessen sind, gestatten eben solche Extraauslagen nicht. Ebenso fällt es keiner Bahnverwaltung ein, da wo außerhalb einer Stadt ihre Eisenbahn eine Straße kreuzt, etwa eine Barrière anzubringen, oder gar einen Posten aufzustellen; das einzige, wozu man sich versteht, ist die Anbringung eines kleinen Schildes mit der Aufschrift: „Look out for the locomotive!" (Man sehe nach der Lokomotive aus!)

Vorsichtige Leute nehmen sich diese Warnung natürlich zu Herzen, sehr häufig kommt es aber auch vor, daß Leute den Zug kommen sehen, und trotzdem versuchen, noch vor demselben die Geleise zu überschreiten. Natürlich hat diese Waghalsigkeit, welche einmal im Amerikaner steckt, stets zahlreiche Unfälle im Gefolge; so weiß ich mich eines Falles zu erinnern, wo vor einigen Jahren bei St. Louis ein dicht mit Menschen besetzter Schlitten überfahren wurde; es kamen dabei acht Menschen ums Leben.

Eine weitere Ursache von Unglücksfällen ist der Umstand, daß die meisten Bahnen eingleisig gebaut werden, die in entgegengesetzter Richtung fahrenden Züge also gezwungen sind, an bestimmten Stellen zu warten, wobei die Vorschriften nur zu oft außer acht gelassen werden.

Was die Personenwagen selbst betrifft, so ist ihnen große Zweckmäßigkeit nicht abzusprechen. Die Wagen sind zunächst viel länger als die deutschen. Vornen und hinten befindet sich ein Eingang, in der Mitte ein Gang, welcher von einem Ende zum andern führt; es ist außerdem möglich, ohne auszusteigen, den ganzen Zug zu durchschreiten. Rechts und links von diesem Gange befinden sich je zwei Sitze; das ganze Coupé bildet also einen großen Salon mit etwa achtzig Sitzplätzen, von denen man sich nach Belieben seinen Platz auswählen kann; auch ist es gestattet, während der Fahrt von einem Wagen in den andern zu gehen, was allerdings nicht ganz ungefährlich ist. Wer dabei vom Zuge fällt, hat sich's eben selbst zuzuschreiben. Ueberhaupt gilt auch auf der amerikanischen Eisenbahn das landesübliche Sprüchwort: „Help yourself." (Hilf dir selbst). Der Reisende ist im Zuge vollständig auf sich selbst angewiesen. Das gilt auch in Bezug auf die Unterhaltung; Reisebekanntschaften knüpfen sich sehr schwer an, da der Amerikaner im allgemeinen schwer zugänglich ist, und sein Interesse sich auf gewisse Gebiete beschränkt; eine Dame vollends anzureden, ohne ihr vorgestellt zu sein, ist nach amerikanischer Sitte nicht statthaft und sollte man sich einen ganzen Tag stumm gegenübersitzen. Nun, dieser letztere Fall trat bei mir glücklicherweise nicht ein, denn ich reiste mit meiner Familie, und drei Kinder, welche zum erstenmal eine größere Reise machen, lassen die Unterhaltung so leicht nicht ins Stocken geraten.

Wir verließen St. Louis anfangs August, früh am Morgen, und sollten am nächsten Tage frühzeitig die Fälle erreichen. — Besonders bei längerem Reisen tritt die Zweckmäßigkeit der amerikanischen Wagen zu Tage, zumal wenn man mit Kindern reist, da ist es doch ein großer Unterschied, ob die letzteren fest an einen Platz gebannt sind, oder sich frei im Wagen bewegen können. Auf den meisten Bahnen sind die Sitze so eingerichtet, daß sie sich vermöge eines einfachen Mechanismus verlängern und in eine beinahe horizontale Lage bringen lassen, auf einem solchen, sog. reclining chair (Lehnstuhl) läßt sich während der Nacht ausgezeichnet schlafen und man hat nicht nötig, sich in dem Schlafwagen ein Bett zu mieten, was mit sehr erheblichen Kosten verbunden ist. Weniger zweckmäßig scheint mir die Einrichtung zu sein, daß es nur zwei Wagenklassen giebt, die erste und die zweite, welche sich sowohl in der Ausstattung, als wie auch hinsichtlich des Preises sehr wenig von einander unterscheiden. In der zweiten Klasse darf geraucht werden, was in der ersten Klasse nicht der Fall ist, außerdem gilt es besonders für Damen nicht für schicklich, eine andere als wie die erste zu benutzen. Es scheint dieses eine der amerikanischen Gleichheitsidee entsprungene Einrichtung zu sein, obwohl auch im Lande der Freiheit die Menschen keineswegs gleich sind, viel weniger noch der Inhalt ihrer Börsen. Bei allen anderen Gelegenheiten ist diesem Umstande auch Rechnung getragen, in Theatern, Konzertsälen u. s. w., giebt es so viele verschiedene Plätze als bei uns.

Der Hauptplatz bei den Fällen ist die kleine Stadt Niagara-Falls; sie befindet sich unmittelbar neben denselben und ist zugleich Eisenbahnstation. Wir erreichten dieses unser Ziel um fünf Uhr morgens, hatten also hinläng-

lich-Zeit, den schönen Tag, welchen uns die gerade aufgehende Sonne versprach, gründlich auszunutzen, wozu man sich um so mehr aufgelegt fühlte, als die drückende Hitze der südlicheren und westlichen Staaten der Union hier etwas Unbekanntes ist. Das kleine Städtchen hat breite Straßen und ist sehr regelmäßig gebaut, es scheint einzig auf den Fremdenverkehr angewiesen zu sein, deshalb macht es auch einen ganz andern Eindruck, als wie die meisten amerikanischen Städte, wo das Geschäft das A und das O des ganzen Verkehrs bildet. Mir war es, muß ich gestehen, sehr wohlthuend, in diesem Lande auch einmal etwas anderes zu sehen und zu hören, als wie das alte Lied: Die Jagd nach dem allmächtigen Dollar. Freilich ganz und gar verzichten konnte man auch hier nicht auf den Erwerb, derselbe offenbarte sich aber in ganz anderer Weise. Alles bezog sich an diesem Orte auf die Fälle. Ein Bazar reihte sich in den breiten Straßen an den andern und es waren alle erdenklichen Sachen in denselben zu kaufen. Jeder Gegenstand aber hatte irgend eine Beziehung zu den Wasserfällen und als kostbares Andenken an dieselben natürlich einen entsprechenden Preis. Ein Geschäft, wo nicht mindestens die Hälfte der feilgebotenen Ware sich auf diesen großen Anziehungspunkt bezog, gab es einfach nicht, es hätte auch wohl kaum existieren können.

Ebenso ungewöhnlich und auffallend für Amerika wenigstens, wie das Städtchen selbst erschienen uns die Menschen, welche die Straßen desselben bevölkerten, es waren nämlich ausschließlich Fremde oder Fremdenführer, die letzteren unterschieden sich dadurch vorteilhaft von vielen ihrer europäischen Kollegen, daß sie ihre Dienste mit etwas weniger Zudringlichkeit anboten.

Nachdem wir uns durch ein herzhaftes Frühstück, das in Amerika in Bezug auf Konsistenz bekanntlich dem Mittagessen nicht nachsteht, für die bevorstehende Wanderung gestärkt, machten wir uns auf den Weg, um das Weltwunder in Augenschein zu nehmen. In den Straßen der Stadt selbst sieht man von den Fällen nichts und das ist sehr gut, es ist dadurch der ganze Zauber und die Romantik, welche diese Gegend belebt, erhalten geblieben. Das Verdienst aber, daß die Niagara-Fälle überhaupt noch dem Publikum zugänglich gemacht sind und zwar unentgeltlich, gebührt der Regierung des Staates New-York, welche vor einigen Jahren das ganze Gebiet erwarb, als habsüchtige Korporationen im Begriffe standen, die Fälle mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, alsdann aber würde ein Blick auf dieses Naturwunder nur mit großen Kosten zu erkaufen gewesen sein. Die ganze weite Umgebung der Wasserfälle ist in einen herrlichen Park verwandelt worden, zu welchem allerdings die an und für sich schöne Natur das meiste beigetragen haben mag.

Ich liebe es, bei Besichtigung von Naturschönheiten mir selbst meinen Weg zu suchen. Erreicht man auch sein Ziel nicht auf dem kürzesten Wege, so schadet das nichts, man hat dafür am Genuß vollständige Freiheit, und braucht sich vor allen Dingen nicht durch redeseelige Führer in seinen Betrachtungen stören zu lassen. Das donnerähnliche Getöse der niederstürzenden Wassermassen war schon den ganzen Morgen in unser Ohr gedrungen, es soll sogar auf eine Entfernung von 30 Kilometer vernehmbar sein. Dem Schalle nachgehend, so weit das möglich ist, folgten wir der breiten Hauptstraße, welche in schönen Anlagen ihren Abschluß fand und hier gelangten wir an einen Fluß von etwa 300 Meter Breite, dessen klare Wasser mit mäßiger Geschwindigkeit dahinfloßen. Auf schattigem Waldwege folgten wir seinem Lauf. Nichts als das gewaltige Brausen, an welches sich das Ohr aber bereits gewöhnt hatte, verriet die Größe des kommenden Ereignisses, ja der Fluß schien seine Geschwindigkeit sogar noch gemäßigt zu haben, und doch war jeder Tropfen dieser ungeheuren Wassermasse dazu verurteilt, in der nächsten Minute den Sturz in die grausige Tiefe mitzumachen, und so war es gewesen, seit Gott weiß wie vielen tausend Jahren. — Das Schauspiel, welches wir im nächsten Augenblicke genoßen, war um so gewaltiger, als es ganz unvermittelt an uns herantrat. Die felsige Natur der Gegend gestattet es, unmittelbar an den Fall heranzutreten, nur durch ein eisernes Geländer von demselben getrennt. In einer Breite von 322 Metern stürzt hier der Fluß 50 Meter tief hinab. Welche Wirkung es aber haben muß, wenn eine solche Wassermasse aus dieser Höhe auf ein felsiges Bett fällt, das läßt sich leichter denken als beschreiben. Ungeheure Massen weißen Schaumwassers steigen aus der Tiefe empor, um sich nach und nach in einen feinen Staubregen zu verwandeln. Dieser aber strebt aufwärts, weit über die Höhe der Fälle und wird vom Winde weit fortgetragen. Scheint vollends noch die Sonne auf diese Scene, so leuchtet alles in den schönsten Regenbogenfarben, das ganze erhabene Naturspiel aber ist aus weiter Entfernung sichtbar. Stundenlang kann man an diesem Platze weilen und wird nicht müde, dem Treiben dieser gigantischen Naturkräfte zuzuschauen, dabei bleibt das Bild keineswegs dasselbe, der vom Winde hin und her getriebene Staubregen zeigt immer neue Regenbogen an verschiedenen Stellen und anderer Färbung.

Wendet man den Blick von den Fällen nach der andern Seite, kaum 200 Meter stromabwärts, so wird das Auge durch ein anderes Bild gefesselt, in seiner Art nicht minder großartig: In einem einzigen kühnen Bogen überspannt eine Stahlbrücke den hier gegen 600 Meter breiten Niagarafluß. Es ist, als habe die Kunst des Menschen es versucht, in Großartigkeit und Kühnheit es der Natur gleichzuthun und man kann kaum behaupten, daß dieser Versuch mißlungen wäre. Für einen Gesamtüberblick über die Fälle bildet diese Brücke den besten Standpunkt. Endlich mußten wir uns doch losreißen, denn es gab noch gar vieles zu sehen. Der soeben beschriebene Fall liegt ganz auf amerikanischem Gebiet, er bildet aber nur ein Zehntel der Gesamtwassermasse. Unmittelbar vor den Fällen teilt sich der Fluß in zwei Arme, zwischen ihnen liegt die sog. Ziegeninsel. Der breitere von ihnen fließt nach der kanadischen Seite hinüber, hier den wegen seiner Form so genannten horseshoe-Fall (Hufeisenfall) bildend, welcher $^{9}/_{10}$ des Ganzen ausmacht.

Die Gesamtmenge des hinabstürzenden Wassers beträgt etwa 450,000 Kubikmeter in der Minute und ist gleich einer Arbeitsleistung von 17 Millionen Pferdekräften. Hiervon sind 120,000 durch eine Turbinenanlage nutzbar gemacht und werden durch elektrische Leitung bis nach dem etwa 30 Kilometer entfernten Buffalo geführt. Es giebt acht oder neun verschiedene Standorte zur Beobachtung der Fälle, die meisten befinden sich auf der schon erwähnten romantischen Ziegeninsel, welche überhaupt auf das innigste mit den Fällen verwachsen ist. Wenn bisher von Fällen die Rede war, so ist das nicht ganz korrekt, in Wirklichkeit ist es ein großer, zusammenhängender Fall, der allerdings an verschiedenen Punkten verschiedene Namen führt. Welchem von diesen Punkten man den Vorzug geben soll, ist schwer zu sagen. Jeder zeigt uns eine andere Seite des Bildes und in verschiedener Beleuchtung großartig ist jeder in seiner Art und dabei mit den höchsten landschaftlichen Reizen ausgestattet; auch sind alle bequem zu Fuß zu erreichen. Wer es aber vorzieht, zu fahren, der kann sich in einen der Regierungsomnibusse setzen und wird dann für 15 Cent = 60 Pf. nach den verschiedenen Orten gefahren, kann sich beliebig lange an den einzelnen Plätzen aufhalten und irgend einen der viertelstündlich eintreffenden Wagen zur Weiterfahrt nach dem nächsten Platze benutzen. Es ist also durchaus nicht nötig, die zahlreichen, sich anbietenden teuren Privatfuhrwerke zu benutzen. Ueberhaupt beruht die Annahme, daß es sehr kostspielig sei, die Niagarafälle zu besuchen, größtenteils auf Uebertreibung. Wer sich einzurichten versteht, kann hier so billig leben als wie an irgend einem anderen Platze Amerikas. — Den Nachmittag benutzten wir noch zu einem Ausflug nach dem kanadischen Ufer, welches den Vorzug einer Totalansicht der Fälle vor der amerikanischen Seite voraus hat. Auch ist ein Spaziergang über die schon erwähnte große Brücke sehr lohnend. Solcher Brücken giebt es über den nur 35 Kilometer langen Niagarafluß im ganzen vier, darunter zwei Eisenbahnbrücken. Sehr interessant ist es, auch den 375 Fuß hohen Aussichtsturm zu ersteigen, oder vielmehr durch den Elevator sich hinauffahren zu lassen. Derselbe ist nach dem Vorbilde des Eifelturmes aus Eisen konstruiert und bietet eine umfassende Rundsicht dieser interessanten Gegend. Im Südwesten ist deutlich die weite Fläche des Eriesees zu erkennen, welchem die ungeheuren Wassermassen entstammen, welche der Niagarafluß die Fälle hinabsendet, um sie dem Ontariosee zuzuführen, der den Horizont im Nordosten begrenzt. Einigermaßen schwindelfrei muß man aber sein, um sich dort oben gemütlich zu fühlen, denn bei frischem Winde pflegt der Turm in seinen oberen Regionen ziemlich bedenklich zu schwanken. Ein Tag ist übrigens kaum genügend, um alles mit Muße zu betrachten. Uns war leider kein längerer Aufenthalt gestattet, da wir noch am selben Abend die Weiterreise nach New-York antreten mußten, so benutzten wir denn die letzte Stunde, um uns das Treiben in dem Städtchen selbst etwas näher anzusehen. An amerikanischem Humbug fehlte es allerdings auch nicht, trotzdem war es sehr interessant, und kaum je zuvor hat eine Stadt so sehr den Eindruck einer Fremdenstadt auf mich gemacht, als wie dieser kleine Ort an den weltberühmten Niagarafällen, welchem trotz seiner geringen, nur 4000 Seelen betragenden Einwohnerzahl der große, städtische Charakter nicht abgesprochen werden kann. Es scheint hier alles nur im Vergnügen und dem Müssiggang zu leben, freilich die meisten sind ja Fremde und da die Anzahl der Besucher jährlich 400,000 beträgt, so bedarf es für die Einwohner wohl nicht allzu harter Arbeit, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Der hier verlebte Tag wird mir stets unvergeßlich bleiben, bilden doch die Niagarafälle den großartigsten Eindruck, welchen ich aus der neuen Welt in die Heimat hinübergebracht habe.

Schneelandschaft.

Nun der Herbststurm endlich stockt,
Wie es wirbelt, wie es flockt!
Bleicher Tod, dein Ebenbild:
Leichenhemd und Grabgefild.

Und es kommt so sanft und weich
Leis herab vom Himmelreich,
Und es deckt mit kühler Ruh
Allen Schmerz der Erde zu.

Senke dich, du Trost der Qual,
Schnee, nicht nur ins tiefe Thal,
Lege doch dein friedlich Kleid
Auch um hohe Einsamkeit!

Wo das Sehnen unbegrenzt,
Wo's der Seele nicht mehr lenzt,
Wo dem Schmerz das Wort versagt
Und das Leiden nicht mehr klagt.

Tief im Thale legt sich's dumpf
Auf die Seelen, welk und stumpf,
Hoch am Berge himmelweit
Nagt am Herz die Einsamkeit.

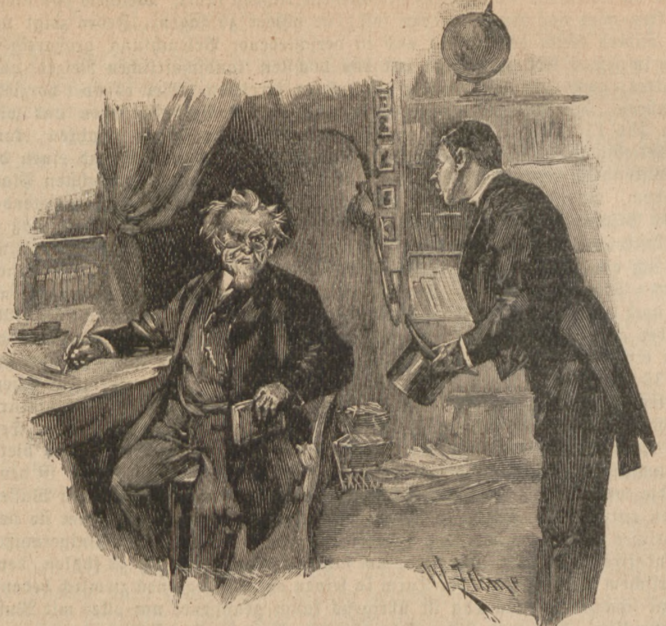
Einsamkeit ist starres Weh,
Starres Weh verlangt nach Schnee,
Schnee, der Wunden kühlt und deckt,
Schnee, der kein Erinnern weckt.

Friedrich Geßler.

UNSERE BILDER

Für unsere Lieblinge. Der Winter hat sich eingestellt und das vielverlästerte Spatzenvölklein in schwere Nahrungssorgen versetzt. Aber die graubefiederten Gesellen wissen, an wen sie sich in solch schlimmen Zeitläuften zu wenden haben, sie wissen, daß die Menschen, ob sie auch noch so sehr über die zudringlichen Burschen schelten und sie des Kirschen- und Traubendiebstahls und hundert anderer Schändlichkeiten beschuldigen mögen, im Grunde genommen ein gutes Herz haben und den kleinen Mitgeschöpfen gerne die Brosamen von ihrem Tische spenden. Albert Stagura hat einen solchen hübschen Moment mit seinem Pinsel festgehalten. Den jüngsten Sprößlingen der Familie ist das schöne Amt zugefallen, den hungernden und frierenden Tierchen Nahrung zu spenden. Erwartungsvoll sitzen die kleinen, befiederten Gäste auf dem Balkongeländer und harren mit sehnsüchtigen Blicken des Augenblicks, da sie zum Mahle herbeikommen dürfen. Das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben, muß für die beiden kleinen Tierfreundinnen ein ausreichender Lohn sein, denn leider ist der Spatz zu wenig musikalisch begabt, um wie viele seiner stimmlich bevorzugten Kollegen seine Wohlthäter im Sommer mit süßen Liedern für die im Winter geübte Gastfreundschaft zu entschädigen.

Andacht. Ein stimmungsvolles Bild! Am Tische sitzen die Großeltern, ein Enkelkind in der Mitte, und beten den Morgensegen. Welch stiller Friede liegt ausgebreitet über dem engen Raum! Wie lebenswahr sind doch die beiden prächtigen Alten gezeichnet, voll überzeugter Andacht und das kleine Mädchen, das bei seiner Jugend kaum ahnen kann, was die Seelen der Groß-



Unbedacht.

Professor (zum Kandidaten, der seine Aufwartung macht): „Wie können Sie mich zu einer so unpassenden Zeit stören!?"

Kandidat (verlegen): „Entschuldigen Sie, Herr Professor . . . . ich glaubte . . . Sie wären jetzt nicht zu Hause!"

eltern bewegt und was die Worte bedeuten, die der Großvater voll Inbrunst aus dem Gebetbuche vorliest.

Ansicht von Metz. Seitdem die Stadt Metz wieder mit dem Deutschen Reiche verbunden ist, hat sich an dem Bilde der alten Moselfeste manche Veränderung vollzogen, die in gleichem Maße auf Verbesserung der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse wie auf zeitgemäße Verschönerungen hinzielte. Ein Blick auf die altehrwürdige, aber in den letzten Jahrhunderten arg verwahrloste Kathedrale, ein Gang nach den erbreiterten Thoren, deren den Verkehr besonders störende äußere Poternen bereits vor acht Jahren fielen, genügen allein, um sich davon zu überzeugen. Nachdem aber die Schleifung der ganzen Süd- und Ostumwallung der Stadt beschlossen und zum Teil schon in Angriff genommen worden ist, sind die Tage einer Anzahl von Bauwerken und Anlagen gezählt. Wir bieten unseren Lesern in vorstehendem Bilde eine Ansicht der Stadt Metz, die sich dadurch auszeichnet, daß sie von einem Standpunkt auf den Festungswerken aufgenommen ist, von dem bisher eine Aufnahme noch nicht erfolgt ist.

Allerlei.

Sie weiß das zu schätzen. Dienstmädchen: „Sehen Sie mal, Madame, da finde ich im Spülwasser einen von Willys Bleisoldaten!" — Madame: „Ach, werfen Sie das Ding weg!" — Dienstmädchen: „Ne, Madame, das woll'n mer doch nicht; wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert!"

Mißverstanden. Tante (ihren beiden kleinen Nichten begegnend): „Was, Kinder, bei solcher Kälte lauft ihr hier über die Straße. Ihr wollt euch wohl einen Schnupfen holen?" — Die kleine Martha: „Nein, Tantchen, bloß für zehn Pfennige Schokoladenplätzchen!"

Abgelehnt. Als Adrianus einen alten Soldaten, den er im Kriege gekannt hatte, sich den Rücken im Bade reiben sah, fragte er ihn, warum er sich nicht bedienen ließe. — „Weil ich keinen Diener habe," antwortete der Soldat. — Adrianus gab ihm sogleich Sklaven und noch ein Geschenk in Geld dazu. Einige Tage darauf machten einige das Reiben, das dem Soldaten sehr wohl bekommen war, nach; aber der Kaiser sagte lächelnd zu ihnen: „Ihr seid ja eurer mehr als einer; reibt doch einer den andern." N.

Wasser thut's auch. In Wien sollte die Oper „Don Juan" gegeben werden, und der Requisiteur erschien beim Intendanten und bat um die vorgeschriebene Bouteille Champagner. — „Was? Champagner?" rief der Intendant — „nehmen Sie eine Flasche Wasser, die thut's auch." — „Aber, Herr Intendant," wandte der Requisiteur ein — „das geht nicht; es ist eine alte Vorschrift, und die Darsteller werden sich ihr Recht nicht nehmen lassen." — „Dummes Zeug!" versetzte der Intendant — „Vorschrift! Recht! Ich kenne die Schauspieler! Ist im „Don Juan" Champagner vorgeschrieben, nun ja, da verlangen sie Champagner; aber in „Kabale und Liebe," da wollen sie allezeit Zuckersaft statt Gift!" K.

Aus der Kindheit der deutschen Eisenbahnen. „Sonst wählte man —" schreibt ein Reiseschriftsteller im Jahre 1846 — „die kürzesten Wege, um auf die schnellste Weise ans Ziel zu kommen, jetzt ist die Welt umgedreht, und man fährt auf Umwegen, derweil man schon an den Ort seiner Bestimmung gelangt, oder mit anderen Worten, man sucht jetzt die Dampfbahnen auf, selbst wenn sie abgelegen sind, denn kein erfahrener Reisender wird noch darnach fragen, ob man vielleicht in einem Post- oder Gesellschaftswagen ein paar Stunden abschneidet. Die Annehmlichkeit der Dampffahrt besteht nicht sowohl in dem ungemein raschen Fortkommen als darin, daß man in weiten, luftigen Räumen verweilt, nicht der Laune eines Kutschers preisgegeben ist, nicht alle die Unebenheiten, Höhen und Tiefen des Weges mit seinem Körper durchprobieren und keine Leder- und Polstergerüche einatmen muß, die immer nur an den Pferch erinnern, in den man sich eingeschlossen hat, und nicht leicht den Gedanken an die goldene Reisefreiheit aufkommen lassen, welche die schönste Mitgift eines Ausfluges ist. Der Heidelberger pflegte ehedem über Darmstadt nach Frankfurt zu reisen und war froh, wenn er in zehn Stunden diesen Ort erreichte. Jetzt geht er, zumal wenn ihm die Schönheiten der Bergstraße schon bekannt sind, von der Landkartenroute ganz ab, auf der Eisenbahn nach Mannheim, von hier mit dem Dampfboot nach Mainz, wo die brausende Lokomotive seiner harrt, um ihn binnen 1/2 Stunde nach Frankfurt nicht zu führen, sondern fliegen zu lassen." D.

Gemeinnütziges

Gedünstetes Goulaschfleisch. Ochsenlende wird geklopft, abgehäutet und in Würfel geschnitten. Dann macht man in einem Tiegel ein Stück Butter heiß, giebt eine Hand voll fein geschnittene Zwiebeln, die Fleischstücken, etwas spanischen Pfeffer, gestoßene Nelken und Salz hinein, deckt es zu und läßt es dünsten. Wenn der Saft dick eingedünstet und das Fleisch gelb ist, wird es mit Mehl gestäubt, mit etwas Fleischsuppe aufgegossen und vollends weich gekocht.

Obstbau. Bei guter Witterung können noch in diesem Monate Obstbäume gepflanzt werden. Bei allen frisch gepflanzten Obstbäumen ist die Erde um die Stämmchen anzuhäufeln oder mit verrottetem Mist zu belegen, damit die Wurzeln nicht so leicht durch den in den Boden dringenden Frost beschädigt werden können. Die Pfirsichspalierbäume sind Ende dieses Monats mit Fichtenreiser zu bedecken und der Boden um die Stämme ist mit kurzem Mist zu belegen, ebenfalls gegen den in den Boden dringenden Frost. Bei den Himbeeren ist das alte Holz, das getragen hat, am Boden abzuschneiden und sind die Beete ebenfalls mit kurzem Mist zu belegen, nachdem der Boden vorher gelockert wurde. Bei den Fruchtsträuchern, welche durch Einleger vermehrt werden (Haselnüsse, Quitten, Splittäpfel, Stachelbeeren), ist das Absenken oder Einlegen der Zweige in den Boden jetzt vorzunehmen.

Praktische Verschlüsse zu Honiggläsern. Zu den Unvollkommenheiten unserer Bienenwirtschaft gehören u. A. die Honiggläser und noch mehr deren Verschlüsse. Enge Honiggläser mit noch engerem Halse sind zierlich und lassen die schöne Farbe des Honigs verlockend hervortreten — aber sie sind unpraktisch. Beim Füllen setzen sich in der Krümmung des Halses Schaum oder Luftblasen an, die sich nicht mehr entfernen lassen. Mit einem Eßlöffel kann man nicht hinein, die Kaffeelöffel reichen nicht bis auf den Boden. Rein cylindrische Gläser mit eingegossenem Schraubengewinde sind bisher wohl das beste. Doch schließen auch selten die Metallschrauben hermetisch, und muß man gar Kork oder Pergament einlegen, so wird die Manipulation umständlicher, kostspieliger und erhöht die Schmiererei. Es wäre eine gewiß dankbare Aufgabe für Glastechniker, auf entsprechende Verbesserungen bei Honiggläsern und deren Verschlüssen hinzuarbeiten.

Anagramm.

Mit wenig Worten wird genannt,
Ein Fluß im schönen Baiernland.
Sind umgedreht die ersten zwei,
Trägt es als Tier ein stolz Geweih.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Ein Fürstentum.
2 9 4 5 6 9. Ein Königreich.
3 5 2 1 5 9. Stadt in Schlesien.
4 5 1 6 7 8 3. Ein männl. Name.
5 2 1 8 6. Ein Komponist.
6 8 4 8 9. Ein Fluß.
7 1 2 6 4. Stadt in Hannover.
8 6 3 5 9 4 8 9. Deutsche Universität.
9 7 5 4 5 6 5. Strom in Nordamerika.

Die Anfangsbuchstaben geben 1—9.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

I	S	L	A	M
S	T	A	R	E
L	A	G	E	R
A	R	E	N	A
M	E	R	A	N

Schachlösungen:

Nr. 19. D f 8—d 6. L e 1—b 4.
D d 6—e 5 : † etc.

Nr. 20. T a 4—a 5. h 4—g 3 :
D b 2—e 5 † etc.

Dreisilbige Charade.

Das erste kann selige Freude stiften,
Doch oft auch die schönste Freude vergiften.
Sei immer mit ihm auf deiner Hut!
Sonst geht es im Leben dir nimmer gut.

Die andern zwei dem Menschenleben
Ein eigentümlich Gepräge geben.
Doch ist die Kassa nicht gut bestellt,
Man gern die beiden in Händen hält.

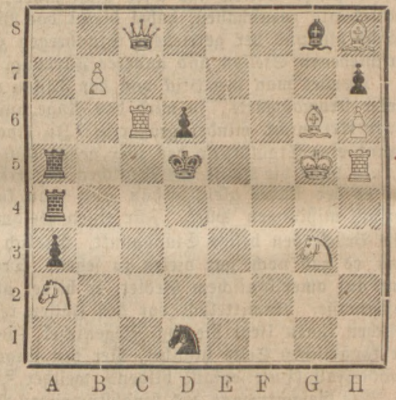
Das Ganze gehört zum Schlimmsten auf Erden,
Kann leicht zu schrecklicher Bluthat werden.
Gerätst du darein, so eile davon!
Sonst hast du Schaden und Jammer zum Lohn.

Karl Staubach.

Problem Nr. 21.

Von H. Dairs.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Bär. — Der Charade: Schneemann.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.